

Kleinere Mitteilungen.

I. Über

eine Depressionsform der Intelligenz in sprachlicher Beziehung.

Von

M. O. FRAENKEL.

Vor längeren Jahren hatte ich Veranlassung, eine Kranke ärztlich zu behandeln, die bei ihrem ersten Erscheinen völlig den Eindruck einer Idiotin machte. Die zusammengekrümmte Gestalt des 23 Jahre alten Mädchens, der stumpfe Gesichtsausdruck, das dumpfe, nur bisweilen von abgerissenen Worten und kicherndem Hi-hi unterbrochene Hinbrüten, die Gefrässigkeit u. s. w. ließen glauben, daß man es mit einem blödsinnigen Kinde zu thun habe. — Nach Verlauf von sechs Wochen zeigte jedoch Patientin plötzlich ein ganz anderes Bild, — die Gestalt aufgerichtet, schlank, der Gang nicht mehr trippelnd, der Blick lebhaft, Rede und Benehmen verständig, die Sprache korrekt; kurz, Patientin war eine ganz andere Person. Der frühere Zustand wiederholte sich zwar noch einmal, war aber von kürzerer Dauer, zwei Wochen oder zwei Tage, und verschwand zugleich mit den unterdes auftretenden hysterio-epileptischen Krämpfen gänzlich, so daß die Kranke (A.) nach etwa Jahresfrist geheilt zu den Ihrigen zurückkehren konnte.

Aus dem Symptomenkomplex dieser scheinbaren Idiotie, oder zeitweiligen Depression der Intelligenz, hebe ich das die eigentümliche Sprechweise betreffende Symptom heraus, weil ich dasselbe noch bei einer anderen Kranken beobachtet und, soweit ich Umschau halten konnte, nirgend anderswo erwähnt gefunden habe.

Die zweite Kranke, Frau B., litt seit ihrer ersten Entbindung im 23. Lebensjahre anfangs an somnambulen Zuständen von 2 bis 15 Minuten langer Dauer, während deren sie, bisweilen im Gehen, zusammenhängend aussprach, was ihr Gemüt bewegte, mit nachfolgender vollständiger Amnesie des Gesprochenen. Auch bei ihr war das Benehmen während der jahrelang sich wiederholenden häufigen Anfälle kindlicher, oft neckischer Art und ganz so, wie es bei den Experimenten zu sehen ist, die man an Hypnotisierten anstellt, um die Möglichkeit der Umstimmung des Charakters einer Persönlichkeit nachzuweisen. Beiläufig gesagt, ist Frau B. niemals

in hypnotischen Zustand versetzt worden und ein einmaliger derartiger Versuch sogar mißlungen.

Bekanntlich sprechen junge Kinder von 2 bis 5 Jahren, ebenso wie ältere Schwachsinnige, von sich in der dritten Person und lieben es, ihrem Eigennamen die Verkleinerungssilbe *chen* oder *lein* anzuhängen. Letzteres ist weniger auffällig, da die „Lieblinge“ sehr rasch herausfühlen, daß mit der Verkleinerungssilbe der angenehme Begriff der Verhätschelung ihrer kleinen Person verbunden ist. Koseworte prägen sich der jungen Hirnrinde überraschend schnell ein und erhalten sich darin als bleibendes Vermächtnis bis in das höhere Alter. Weniger verständlich ist aber eine andere Beobachtung, die an den beiden in Rede stehenden Kranken gemacht wurde in Beziehung auf eine Eigentümlichkeit, die ihnen mit dem Kinde, das zu denken beginnt, gemein ist. Beide nämlich verstoßen, obgleich sie eine gute Schulbildung genossen haben, insofern gegen die Grammatik, daß sie die unregelmäßigen Zeitwörter regelmäßig konjugieren, also z. B. gedenkt für gedacht, gesprochen für gesprochen, gelügt für gelogen, gegehen für gegangen sagen, und überdies das mir und mich verwechseln. Alles das aber lediglich im kranken Zustande, während beide in den Pausen ihrer Krankheit der hochdeutschen Sprache vollkommen mächtig sind. Dazu kommt, daß Frau B. während ihrer Anfälle die Verkleinerungssilbe „chen“ an die Namen ihrer Angehörigen hängt und von sich in der dritten Person spricht. Dieselbe Person macht aber die obenerwähnten Sprachschnitzer nicht im Französischen, das sie wie ihre Muttersprache beherrscht, korrekt und mit großer Gewandtheit spricht und schreibt, nachdem sie es auf einer deutschen Töchterschule und später durch langjährigen Aufenthalt im Auslande erlernt hat. Übrigens spricht sie in ihren Anfällen nur ausnahmsweise Französisch, d. h. wenn sie sich Franzosen gegenüber glaubt und deren vermeinte Reden oder Gedanken scherzhaft oder zornig mit einem gewissen Pathos beantwortet.

Eine weitere Ähnlichkeit im psychischen Verhalten der beiden Kranken ist die, daß sie beide, auch in den Intervallen und im verhältnismäßig gesunden Zustande, schwach im Rechnen sind. A., während sie die kunstvollsten Blumen und Stickereien mit der Nadel aus freier Hand entwirft und ausführt, vermag dabei nicht zu zählen, — B. ist so unsicher, daß sie, trotz des scharfsinnigen Kombinierens in ihrem übrigen Denken und Thun, nicht ohne Beihülfe ihre Haus- und Geschäftsbücher zu führen versteht.

Es ist demnach ein einseitiger Defekt vorhanden, der mit der erwähnten Depression der Intelligenz in Zusammenhang zu stehen scheint.

Fragen wir nun, wie es komme, daß schulgerecht gebildete Erwachsene solche grammatische Schnitzer machen, wie sie Kinder der untersten Schulklassen kaum noch begehen. Die Antwort, meine ich, kann folgendermaßen lauten. Die Wortformen prägen sich beim ersten Erlernen der Sprache in die intakten, weichen Hirnzellen des Kindes leicht ein und erhalten sich darin, je nachdem die Hirnmasse fester und elastischer wird. Später Erlerntes stößt in dem erhärtenden Gewebe auf größeren Widerstand, namentlich alles, was von dem Schema des zuerst Erlernten abweicht.

Daher bildet das zuerst erlernte Wort mit seinen Beugungsformen für das Kind die Regel, die es, wenn sein Wortschatz sich erweitert, im richtigen Sprachgefühl auf das Spätere überträgt. Die Übertragung selbst ist ein Associationsvorgang, mit dem das Denken beginnt. Der weitere abweichende Sprachgebrauch erfordert ein neues Erlernen und Einprägen in verfügbare Zellengruppen und Bahnen, die unter Umständen — durch Krankheit oder allgemeine Schwächezustände — ihre Leistung versagen, weil die Furchen der Eindrücke des später erworbenen Wortvorrates nicht tief genug sind. — Ähnlich ist während der längeren und kürzeren Dauer der Amnesie der Vorgang bei beiden Kranken, die nicht nur in der geschilderten Ausdrucksweise, sondern auch in ihrem Lachen und Weinen über höchst unbedeutende Gegenstände zu erkennen geben, daß sie sich in ihre Kindheit zurückversetzt fühlen.

II. Eine Selbstbeobachtung über Gefühlston.

Von

M. O. FRAENKEL.

In einer Abhandlung über Störungen des Vorstellungsablaufes bei der Paranoia (*Arch. f. Psychiatr.* XXIV. 1 u. 2) spricht Professor ZIEHEN von dem Gefühlston, der neben anderen Faktoren auf die Reihenfolge der Vorstellungen bestimmend einwirke. Eine Wahrnehmung, die mir in jüngeren Jahren entging, die aber vermutlich hundert anderen gesunden Personen bekannt ist, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, fällt unter obige Bezeichnung vom Gefühlston.

Nehme ich ein Zeitungsblatt zur Hand, dessen untere Hälfte im Feuilleton eine Novelle oder dergl., kurz eine Dichtung enthält, und ich lese zuerst die amtlichen und politischen Nachrichten, die auf den Titel des Thatsächlichen, Wahren und Wirklichen Anspruch machen, so ist der Eindruck, den ich erhalte, je nach meinem Interesse an der besprochenen Sache, mehr oder minder lebhaft. Dieser Eindruck, das Gefühl des Thatsächlichen, verschwindet aber nicht sogleich, wenn die Lesearbeit auf den erdichteten Inhalt des Feuilletons fortschreitet, sondern erhält sich eine Weile, gleich den Nachbildern, die mein Auge beim Übergang von grellem Lichte zu matterem oder zum Dunkel erhält. Umgekehrt ist der Vorgang, wenn ich zuerst das Feuilleton und dann die politischen Nachrichten, die Wahlaufträge u. s. w. lese. Der Eindruck, den ich durch den raschen Wechsel dann gewinne, ist der, daß ich die letzteren für unwahr halte, wie sie es auch in der That häufig nicht besser verdienen. Die Dauer dieses Zustandes, die ich zu bestimmen versucht habe, scheint in beiden Fällen nicht wesentlich verschieden zu sein und wenn sie es ist, von der